Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 8

Artikel: Aus einem Kinderleben [Schluss]

Autor: Siebel, Johanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

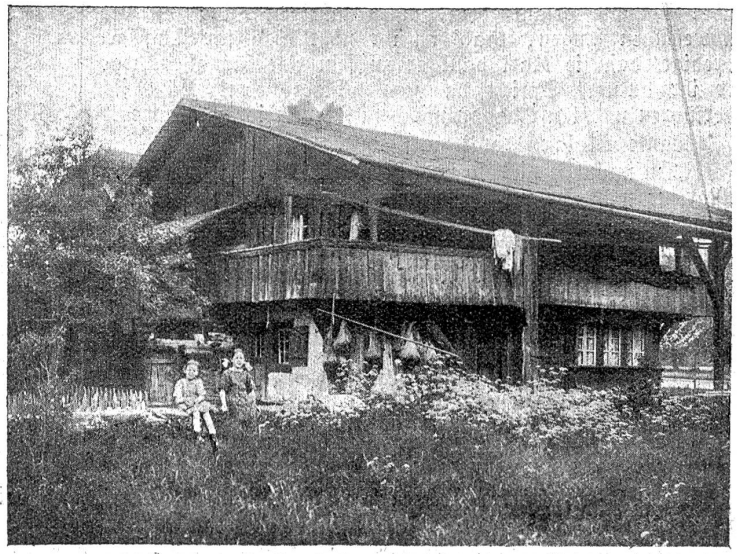
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vater, vor 100 Jahren ein schönes Gemälde geschaffen: Im Vordergrund das Fischerhaus, beschattet von einem mächtigen Birnbaum, rechts das Aarebassin mit Kirche und Schloß Thun und links im Hintergrund das Stockhorn. Landmädchen schreiten mit ihren Ziegen vorbei und beim Hauseingang bewundern die Leute die an der Wand angenagelten Rachen der Hechte. — Das Haus hat keine Keller, da in früherer Zeit die Aare bei Hochwasser leicht überflutete und laut Tradition die Kähne oft an den Pfosten angebunden werden konnten. Generationen kommen und gehen; ihre Wohnstätte bleibt. Aber wie lang noch? Ringsherum pulsiert neues Leben. Das Patrizierschloß Schadau ist verkauft und das Land der Bauspekulation eröffnet. Im Norden aber rasseln die Krahnen der Kanderkiesgesellschaft in die stille Gegend herein. Und bald werden die Dampfer, die seit 1865 die Scherzligerländte befuhren, durch den neuen Kanal hinabeilen zum Thunerbahnhof. Verwundert mag das alte Fischerhaus den Kopf schütteln ob all dem Getriebe der Jetztzeit und denken: Wie wird's nach weitern 100 Jahren aussehen? Gaßner.



Das Fischerhaus bei Scherzligen.

Aus einem Kinderleben.

Skizze von Johanna Siebel. (Schluß.)

Dann ist Meta einmal, als sie schon für Stunden im Bett lag, durch ein silbriges Lachen vor der Haustür erwacht. —

Ist das ihre Mama, die so lacht? Kann sie denn so lachen? So leicht und sorglos und elfenhaft selig?

Dazwischen der tiefe Klang einer Männerstimme: „Königin, das Leben ist doch schön! Weißt du noch, Hertha?"

Das ist Onkel Robert Hartmann; der bringt Mama nach Hause aus dem Gesangverein.

Meta lauscht staunend auf das silbrige, selige Lachen, auf die träumerische Stimme: „Ja, es ist wieder schön, Robert, und nun, gute Nacht!"

Was für ein strahlendes Feuer aus Mamas Augen bricht, als sie bald darauf ins Schlafzimmer tritt!

Ist es der Widerschein der Kerze? Der Widerschein des Mondlichts, das durch das breite spitzenverhangene Fenster flutet?

„Mammi!" flüstert das Kind.

„Mammi!"

Aber die Mama achtet nicht des Kinderrufs.

Sie setzt sich auf die tiefe Fensterbrüstung, löst ihr braunes, reiches Haar, streicht träumerisch über die weichen Wellen und streift dann hastig die Taille nieder, als wäre es ihr zu heiß, zu Enge in der Hülle.

Und die wundervollen weißen Arme schimmern im Mondlicht, sie verschlingt die Hände am Hinterkopf, neigt das Haupt zurück, und nun sieht man das süße Lächeln, das um den jungen, leichtgeöffneten Mund träumt, wie Morgentau und Sonnenschein auf Frühlingsblumen!

So wunderschön ist die Mama! Wie die Mondscheinfee im Märchenbuch!

Meta schaut mit weiten, sehnenden Augen die Mutter an und ist wie unter einem Zauberbann und wagt nicht, sich zu rühren, wagt nicht, den schüchternen Ruf zu wiederholen. —

Aber sie muß unverwandt das süße Märchenbild beschauen.

Da schwindet langsam das Leuchten aus den herrlichen Frauenaugen. Die Lippen pressen sich aufeinander; der schöne Kopf sinkt matt nach vorn; müde liegen die schmalen Hände im Schoß. Ein schwerer Seufzer hebt die Brust.

Und plötzlich reißt's die Glieder empor; sie fliegt hin zu dem Bettchen, in dem der kleine Rudi schläft... sinkt mit dumpfem Laut in die Knie.

Und wieder dies gequälte, flehende, betende, schluchzende: „O Gott, mein Gott! Wer schützt mich denn in meiner Qual, wenn nicht du, wenn nicht diese?"

Zuckt da nicht der Körper der Mutter in harter Not?

Meta beugt sich vor.

„Mammi, so wein' doch nicht!"

Das Kind ist hingehuscht zu der Mutter, hat das heiße Gesichtchen an die tränennasse Wange geschmiegt, hat das warme zitternde Körperchen an die kniende, ringende Frau gedrängt: „Ach, Mammi, wir haben dich ja so lieb, so schrecklich lieb, ich und der Rudibruder!"

„Mammi, so wein' doch nicht!" — — —

„Weiß das Kind?" fragt jetzt Tante Mariens schwankende, kaum verständliche Stimme.

Obgleich sie leise und mühsam spricht, so entgeht dem aufhorchenden Kinde doch kein Wort; es lauscht von neuem aus seinem traurig schmerzlichen Rückerinnern hinein in die bange, schwer zu begreifende Gegenwart.

„Nein, Marie, das erfährt's auch sowieso noch früh genug; Karl wird's ihm wohl am Abend sagen. Der Mann ist wie von Sinnen vor Leid. Er ist ja wie ein Junge verliebt in die Frau gewesen und hat das arme Ding, das keinen Heller und nur seines Vaters verschändeten Namen mit in die Aussteuer bekam, behandelt wie eine Königin... Und mit dem verschändeten Namen hat sie vom Vater das Durchtriebene und Schamlose als Erbstück bekommen! Die Metze, die!"

Tante Malchens harte Stimme wird schrill, und Meta zuckt zusammen. Sie fühlt erbebend in heißerglühender Scham, daß da etwas Böses, Fürchterliches über die Mutter gesagt wird, und kann doch nur in dem dunkeln Wogen der Sinne das eine denken: „Sagt denn Tante Marie nichts? Es ist doch meine Mama!"

„Sei nicht hart!" entgegnet Tante Marie jetzt. „Was wissen wir von dem, was sie gelitten?"

„Gelitten?" höhnt Tante Malchen. „Hat sich was: ‚Gelitten!' Hat einen guten Mann und zwei liebe, gesunde Kinder, ich bitte dich, Marie, was will denn die zu leiden haben? Aber natürlich, so auserlesene Ware schmückt das sündhafte Treiben mit hochtrabenden Redensarten! Hat sie nicht die Stirn und schreibt ihrem guten Mann in dem verruchten Brief von Ringen und Kämpfen und daß sie wisse, ihr Glück um schweren Preis zu erkaufen? Prügel, sag ich dir, Marie, sollte man ihr geben, die Knute, die siebenschwänzige, sollte man sie fühlen lassen, auf daß ihr die schlimmen, schamlosen Mucken und ehebrecherischen Gelüste vergehen! Hab' ich ihr nicht oft genug meine Meinung

über Ehezucht gesagt, dem jungen fahrigen Ding mit den abwesenden Augen? Hab' ich ihr nicht Tag für Tag gepredigt, daß sie Karl dankbar zu sein hat für alles, was er ihr antut? Spricht da vom Glückerkaufen! Läßt sich verführen und läuft davon mit dem Freund ihres Mannes!"

Tante Malchen ringt nach Luft.

„Du mußt sie nicht so hart verurteilen", entgegnet Tante Mariens matte traurige Stimme. „Glaube mir, sie ist dennoch eine ehrliche Natur; ihr stolzes, liebefähiges Herz muß schrecklich gerungen haben in diesem furchtbaren Zwiespalt! ... Ich will dir den Brief lesen, den sie mir geschrieben. Auch du wirst Erbarmen fühlen."

Meta hört das Knistern von Papier; alle ihre Sinne lauschen; sie wagt kaum zu atmen.

„Du bist immer gut zu mir gewesen, Marie, zu aller Zeit und bei allen Gelegenheiten; es sind ihrer viele... Ich weiß nicht, ob Du auch diesmal gut zu mir sein wirst!... Sieh, ich kann nicht mehr! Ich gebe alles preis ... Ich werde verurteilt und zertreten werden... Ach, warum hat man mich nicht verurteilt und zertreten, als ich mir gegen Armut und einem besudelten Namen Wohlleben und einen geachteten Namen eingekauft und mich selber schnöde verkaufte! Warum nicht da? Als ich an mir unehrlich geworden bin, an mir und einem andern, der arm war und fern... Warum ward ich zum Kauf gezwungen? Hab' ich in meinem ‚Wohlleben' weniger gedarbt und gehungert? Eher mehr! Warum ward meine junge Kraft so saftlos und so matt gemacht? Warum hüllte man mich so grausam gütig ein in das äußerlich weiche Gewand, das doch die tausend ungewünschten, unverdienten Guttaten nach innen härен machten, sodaß ich mir die Seele wund und müde gerieben!... Bis meines Herzens stolze Eigenforderung mir auch die Seele wieder stark gemacht!... Ich gehe und löse den Schein auf Erdenglück ein, den mein Herz mir vorgewiesen. Ich will vor mir selber wieder ehrlich werden! Denn diese Liebe, diese alte schwerbekämpfte, nie erstickte Liebe ist stärker als alles, was ich sonst empfinde. Stärker selbst als die Liebe zu meinen kleinen Kindern, um deretwillen mir zu Zeiten doch die Forderung des Herzens hart und unnatürlich und unausführbar geschienen... Sei gut zu ihnen, Marie! Zu meinen Kindern, die ich nicht wiedersehen soll..."

Frau Marie stockt, als sie zu diesem Satze kommt, und schluchzt auf: „Die armen Kinder!"

Und das kleine Mädchen da draußen vor der Türe hört alles und müht sich, das grausam Schreckliche zu verstehen:

„Die ich nicht wiedersehen soll!"

Das ist für Meta der ganze Brief, der eine kurze, klare, entsetzliche Satz. Was versteht das Kind von dem Uebrigen? Es fühlt wohl dunkel die Qual, die diese Worte diktiert; aber es will ja nicht länger die Dunkelheit, es will die Klarheit und hat die ganze Zeit gewünscht, sie so oder so von der Mutter selber zu erhalten.

„Die Mama muß es mir sagen, sonst glaub' ich es nicht!"

So hat Mariechen also recht mit ihrer rauhen Deutlichkeit: „Die Mama ist davongelaufen!"

Und Tante Malchen hat auch recht. Hat sie und den kleinen Rudi allein gelassen! Und wird nicht wieder kommen, heute nicht und morgen nicht und in Monaten und in Jahren nicht. Nie mehr! So weit man auch hinausdenkt.

Und Meta und der kleine Rudi können lange die Arme strecken voll Sehnsucht, und wenn sie einen Kummer haben, so ist da keine Mutter, die tröstet, und wenn sie krank sind, so ist da keine Mutter, die sie pflegt.

Es geht ein Zittern durch den Körper des Kindes; es möchte weinen und kann nicht. Es dreht den Kopf mit Anstrengung nach rechts, nach links, verwirrt, suchend, sehnsüchtig. —

Dann erhebt es sich langsam und schwerfällig.

Warum noch weiter horchen?

Jetzt, da es das eine Schreckliche weiß.

Die Bewegungen des Kindes haben etwas unsäglich Hilfloses, Mattes. Die Glieder schmerzen vom langen steifen Liegen.

So schiebt Meta mühsam ihre kleine Gestalt bis zur Tür, schleicht scheuen, bangen Blickes hinaus, in tödlicher Angst, gehört zu werden. Sie zittert, wenn sie daran denkt, daß Tante Malchen ihr mit der dicken Hand über die Haare streicheln, daß ihre harte Stimme sie Herzchen und Liebchen nennen könnte.

Aufatmend klinkt Meta die Haustür hinter sich zu.

Und plötzlich faßt sie ein unbezwingliches Verlangen nach dem kleinen Rudi, heftiger, machtvoller als je zuvor. Der soll ihr mit den kräftigen Fäustchen die Haare zausen, zu dem will sie all die stumme, wilde Muttersehnsucht tragen, all das wirre, verzweifelte Fragen ob des schmerzhaft Unfaßlichen, zu ihm auch die grausam einfache, entsetzliche Gewißheit!

In roter lohender Glut steht der Abendhimmel.

Kinder spielen um das Haus und singen voll jauchzender Lust die alte, schwermütige Weise:

„Und es liebten sich zwei Liebchen in Mailand,
Und die hatten einander so lieb lieb lieb,
Und die hatten einander so lieb."

Meta nickt traurig und altklug vor sich hin: „Und dann lassen sie ihre kleinen Kinder zurück und kommen nie, sie wiederzusehen!"

„Mammi, Mammi!"

Das Kind, dem der leise schmerzvolle Ruf über die Lippen weht, drängt scheu sich dicht an den Häusern vorbei, so, als müsse es sich verbergen, und blickt befangen in heißem Erröten nieder, wenn jemand vorübergeht.

„Das wissen natürlich jetzt alle!" murmelt das kleine Mädchen mit zitternder Stimme. „Es ist schrecklich, wenn einem die Mama davonläuft... Das sollten Mütter nicht!"

Dann kommt das Kind nach Hause. Trotz seinem wilden, drängenden Verlangen nach dem Bruder zögert es einen Augenblick bang auf der Schwelle. Ihm ist auf einmal, als sei etwas Entsetzliches mit dem schönen lieben Hause passiert, das so reich und wohnlich im flammenden Sonnensinken des Frühlingsabends liegt.

Müde tritt das Kind ein und hastet dann doch mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf, stürzt in das Zimmer, in dem der kleine Rudi in seinem feinen Bettchen kräht und strampelt und sich in drolliger Emsigkeit bemüht, die rosigen Zehchen in das rote suchende Mäulchen zu bringen. Wirft sich nieder vor dem Bettchen und schluchzt in tiefer, trostloser, die kleine Brust schier zersprengender Erschütterung: „Rudi, sie ist davongelaufen!"

Der kleine Junge stutzt erschrocken, läßt das runde stramme Beinchen sinken, macht dumme, große Augen, und als der Schwester wehes Schluchzen nicht stille wird, beginnt auch das Brüderchen zu weinen. Und von neuem bebt es in furchtbarer Klage und Anklage über des Kindes Lippen: „Sie ist davongelaufen, Rudi, die Mutter, unsere Mutter ist davongelaufen!"

Schneebeladene Tanne.

Müde senkt die Tanne ihre Arme,
Müde ist sie nun der Last des Schnees.
Willkommen wär ihr Sturm und Regen,
Willkommen selbst des Menschen Beil!
Ach, statt Schnee den Flittertand und Kerzenschimmer,
Statt Waldesstille Jubel, froher Sang! —
— Ja träume nur die süßen Träume,
Denn besser ist's für dich als Wirklichkeit!
Den Traum erleben, ist nur wenigen vergönnt,
Und wehe ihnen, denn sie müssen daran sterben.

Martha Pfeiffer-Surber.